

Die Darstellung ist nicht belastet mit literarischen Nachweisen, was bisweilen recht ärgerlich ist; so würde ich gern wissen, wo Liliencron gesagt hat (S. 227): „Ich bin in herrlichster jauchzender Stimmung, wenn ich dichte, ich renne im Zimmer umher, pfeife, singe, rauche unaufhörlich.“ Aber sehr gern möchte ich auch wissen, wie „das kosmische Gefüge“ von Kellers Dichtung aussieht (S. 114), und wie er „in den Zusammenhang kosmischer Dinge hineinwächst“ (S. 119).

Giessen.

O. Behaghel.

Joseph, Goethes erste grosse Jugenddichtung wieder aufgefunden und zum ersten Male herausgegeben von Paul Piper. Hamburg, Gente. 1920. XXX u. 222 S. 8°.

Walter A. Berendsohn, Der neuentdeckte „Joseph“ als Knabendichtung Goethes. Stilkritische Untersuchungen. Ebenda 1921. 31 S. 8°.

Manuel Schnitzer, Goethes Josephbilder, Goethes Josephdichtung. Ebenda 1921.

Wir wissen, dass der jugendliche Goethe dem biblischen Joseph eine liebevolle Anteilnahme widmete. Er entwarf 1761/62 den für den Königsleutnant tätigen Malern in einer Denkschrift die Komposition von zwölf Bildern zu seiner Geschichte. Sieben Gemälde wurden danach von Georg Trautmann ausgeführt, von denen fünf als Stiftung ihres Entdeckers, Dr. Martin Schubart, das Frankfurter Goethe-Museum zieren. Die Denkschrift selbst ist nicht erhalten. Etwa ein Jahr später schuf Goethe nach dem Muster des Moserschen Daniel in der Löwengrube eine epische Dichtung in Prosa, die Josephs wunderbare Errettung und Erlösung behandelte. Auch dieses Jugendwerk gilt als verloren, da Goethe es in Leipzig mit andern biblischen Gedichten zum Feuertode verdammt.

Vor einigen Jahren machte mir nun Herr Prof. Piper in Altona die Mitteilung, dass er die Handschrift dieses Goetheschen Josephs besitze und herausgeben wolle. Sein Druckmanuskript sei bereits fertig. Er sei fest überzeugt, dass die Dichtung Goethes Handschrift aufweise. Als Beleg dafür fügte er die Photographie einer Seite bei. Ich musste ihm leider erwidern, dass die Handschrift nicht die Goethes sei, der ja aber auch angebe, dass er seine Dichtung dem geistig gestörten Mündel seines Vaters, dem Dr. jur. Clauer diktiert habe. Der Inhalt der mitgeteilten Probe spreche aber in keiner Weise für Goethes Autorschaft.

Im Jahre 1920 liess dann Piper das Werk unter dem obengenannten Titel erscheinen. Die flüchtig umgearbeitete Einleitung hielt an einigen Stellen an der Annahme der eigenen Handschrift des jungen Dichters fest, während an andern wieder behauptet wurde, dass das Ganze von Clauer geschrieben sei.

Begreiflicherweise hätte man besonders im Kreise der Fachgenossen eine Auferstehung der verloren geglaubten Jugenddichtung mit Freuden begrüsst und dem Entdecker gern den gebührenden Dank gezollt. Aber der Pipersche Joseph brachte, als er ans Licht trat, eine schmerzliche Enttäuschung. Nicht nur, dass die Dichtung, Goethes eigener Angabe widersprechend, in Versen, statt in Prosa geschrieben war, sondern sie erwies sich nach Inhalt und Form für jeden, der nur einige Kenntnis von Goethes Jugendpoesie hatte, als so durchaus unpoetisch, dass man nicht zu begreifen vermochte, wie Prof. Piper in einen solchen Irrtum

habe verfallen können. Dieser dagegen schätzte seine Entdeckung unglaublich hoch ein und hielt sie für weit wichtiger als die des Urfaust. Dass sein Joseph in Versen verfasst sei, beweise nichts, denn wenn Goethe von Prosa rede, so meine er damit eben Verse. Die Verurteilung von seiten der Goethekenner in der Tagespresse und in Zeitschriften war allgemein. Diese 5500 holperigen Alexandriner, die, mit der deutschen Sprache auf sehr gespanntem Fusse stehend, in tödlicher Langeweile und endlosen Wiederholungen die Geschichte des armen Joseph ableiern, waren nicht das Werk eines genialen Knaben, sondern das eines älteren Poetasters, dessen mangelhafte literarische Bildung durchaus in der Zeit vor Klopstock wurzelte. Zudem weist nichts in dieser Josephiade auf Frankfurt hin, keine Spur der beim jungen Goethe so häufigen Anklänge an den Frankfurter Dialekt findet sich. Dagegen lässt die fortwährende Verwechslung von mir und mich, des Dativs mit dem Akkusativ keinen Zweifel darüber, dass man den Geburtsort der Dichtung in Niederdeutschland zu suchen hat. Dass alles aber focht den augenscheinlich in einer hartnäckigen Suggestion befangenen Herausgeber nicht im mindesten an. Mit den unglaublichsten Scheingründen verfocht er seine felsenfeste Ueberzeugung. So etwas steckt an. Und so fand er denn auch einige Mithelfer. Der Privatdozent an der Hamburger Universität Herr Dr. Walter Berendsohn und der Journalist Herr Manuel Schnitzer bewähren sich in immer neuen Artikeln und Broschüren als die streitbaren Vorkämpfer seiner Sache. Herr Berendsohn versucht es mit gelehrter Stilkritik, die die wunderlichsten Blüten treibt. So versteigt er sich zu der absurden Forderung, die Gegner hätten die Pflicht, wenn sie Goethe als Verfasser nicht anerkennen wollten, nachzuweisen, wer denn der Autor sei. Er sah mit Piper einen Hauptbeweis darin, dass der Triumphzug Josephs in Memphis dem Krönungszuge Josephs II. in Frankfurt nachgebildet sei. Als ich die völlige Grundlosigkeit dieser Behauptung darlegte und nachwies, dass der Dichter hier vielmehr einen Kupferstich der Merianschen Bilderbibel in schlechte Verse gebracht habe, verschwand der erste Beweis in die Versenkung, um folgender Behauptung Platz zu machen: Da ja auch der bibelfeste junge Goethe die weitverbreitete Merianbibel und das grosse vielgelesene Tellersche Bibelwerk gekannt habe, dem der Altonaer Dichterling seine besten Einfälle entnimmt, so sei an Goethes Schuld kein Zweifel mehr gestattet.

Ein köstlicher Artikel des Herrn Berendsohn ist betitelt „Frankfurt am Nil“ (Der Tag, 26. April 1921). Der Dichter des ägyptischen Joseph schildert Memphis als eine volkreiche Handelsstadt mit ansehnlichen Gebäuden. Aber noch mehr. Die Einwohner von Memphis gehen ganz in Seide gekleidet, und der tiefbohrende Forscher findet in einer alten Beschreibung Frankfurts, dass zu Goethes Zeit eine Seidenfabrik in der Nähe der Stadt betrieben wurde. Sofort ist ihm klar: die Memphiten sind nur verkappte Frankfurter Spiessbürger, und Goethe hat seiner Vaterstadt am Nil ein Denkmal setzen wollen. Dies und noch manches derart wird mit dem grössten Ernste vorgetragen.

Leichter geschürzt ist die feuilletonistische Muse des Herrn Manuel Schnitzer. Wir verdanken ihm ja auch eine ganze Anzahl von Humoresken und eine hübsche Sammlung „jüdischer Witze“. Sein neuestes

Buch „Goethes Josephbilder, Goethes Josephdichtung“ darf man getrost dieser Gattung zuzählen. Wenig erfreulich berühren aber seine hässlichen Ausfälle gegen die „zünftigen“ Gelehrten, die bösen Universitätsprofessoren. Er beschuldigt sie immer wieder des blassen Neides, der dem bescheidenen Gymnasialprofessor Piper“ den Triumph einer grossartigen Entdeckung nicht gönnt. Der neueste gewaltige Verbündete, den die kampflustigen Herren ins Feld führen, ist „der Zeuge Clauer“ (Hamburger Fremdenblatt vom 21. Okt. 1921). Obwohl wir von ihm nur ein lateinisch geschriebenes Schriftstück besitzen, so ist es doch einem in deutschen Buchstaben geschriebenen Hamburger Schriftverständigen gelungen, Clauer als den Schreiber des Joseph-Manuskriptes mit zweifelloser Gewissheit zu erkennen, ja sogar festzustellen, dass die Schrift nur die eines akademisch Gebildeten, allmählich Verblödeten sein könne. Ich habe das phantastische Gutachten Archivleuten und Schriftkundigen vorgelegt und damit stets einen schönen Heiterkeitserfolg erzielt.

Hoffen wir, dass mit diesem letzten gewaltigen Schläge das Gewitter ausgetobt haben möge.

Der ganze Josephunfug gehört meines Erachtens in die Kreise vorübergehender geistiger Störungen, die in Zeiten wie die unsrige, auf den verschiedensten Gebieten hervortreten.

Frankfurt a. M.

O. Heuer.

Berendsohn bemerkt (Hamburger Fremdenblatt 19. Febr. 1921): „Wie die grammatische Verwahrlosung der Sprache entstehen konnte, ist die schwierigste Frage auch für diejenigen, die an die Möglichkeit der Verfasserschaft Goethes glauben.“ Schnitzer sagt (S. 36 des oben angeführten Buchs): „Freilich, was die Bemängelung der Sprache angeht ... dem fühle ich mich durchaus nicht gewachsen; die Kritik habe recht oder nicht.“ Aber gerade durch die Ausführungen Schnitzers über die Sprache des Joseph, die tatsächlich keine Ausführungen sind, ist A. M. Wagner überzeugt worden, dass der Joseph ein Werk Goethes sei (Hamburger Fremdenblatt 13. Juni 1921)! Ich bin nicht ganz so anspruchslos und kann über meine sprachlichen Bedenken vorläufig nicht hinwegkommen. Berendsohn findet manches von den sprachlichen Besonderheiten des Joseph bei der Frau Rath, bei Susanne von Klettenberg, bei Joh. Ad. Horn. Ich stelle die Frage, ob bei den genannten Frankfurtern oder ihren Zeitgenossen sich Belege für folgende sprachliche Eigentümlichkeiten des Joseph finden:

1. die zahllosen Vertauschungen von Dativ und Akkusativ;
2. die Adverbia auf -e wie *dreiste* I, 598, *oft* I, 985, II, 687, *harte* V, 563, *rechte* V, 1006;
3. die Verwendung von *Vater* ohne Artikel: *Vater hat Verlangen* I, 191, und *Vater hat voll Angst gar oft an dir gedacht* V, 1009, *dass Vater sich um meinen Abschied naget* V, 1428;
4. das Possessivpronomen *uns*: *uns Vaterland* V, 189; *uns Geschlecht* V, 561;
5. die schwache Flexion des Adj. nach *ein*: *ein grosse Fürste* IV, 419;
6. Ind. Praet. mit Umlaut: *deshalben müssten wir ein Ziegen Böcklein stehlen* V, 1897;

7. die Umschreibung mit *haben* bei *gehn*: *wie hat es euch ergangen* I, 114;

8. das Part. Praet. ohne *ge-*: *hat es all in diese Häuser nommen* IV, 467.

Was ich hier herausgehoben habe, das sind fast durchweg Eigenheiten des Niederdeutschen; Nr. 2 erscheint auch ostmd. Dass, von derartigen Dingen abgesehen, die Sprache des Joseph „verwildert“ sei, bestreite ich aufs entschiedenste.

Giessen.

O. Behaghel.

Karl Wehrhan, 1. Die Freimaurerei im Volksglauben. Berlin-Lankwitz, Verlag Wallmann. M. 1.80. **2. Die deutschen Sagen des Mittelalters.** Erste Hälfte. München, C. H. Beck. M. 4.50.

Durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Volkskunde hat sich Karl Wehrhan grosse Verdienste erworben. Auch seine beiden jüngsten Bücher verdienen Anerkennung. Aus der Fülle des vorhandenen Stoffes bietet die Schrift über die Freimaurerei im Volksglauben eine hübsche Auswahl. Seltsame Erzählungen gehen im Volke über die Freimaurer um: sie seien Freigeister und könnten durch übernatürliche Mittel wunderbare Wirkungen hervorbringen; mit dem Teufel ständen sie im Bündnis, der sie zum Eintritt in den Freimaurerorden berede; sie besäßen geheime Erkennungszeichen, die jedem von ihnen bekannt seien. Schlicht und einfach gibt Wehrhan die Sagen wieder. Neben den S. 8 erwähnten Aufsätzen sei verwiesen auf Karl Olbrichs zwei Beiträge in den Mitt. der Schles. Ges. f. Volksk., Heft XII (1904), S. 61—78 und Bd. XIII/XIV (1911), S. 232—241 (mit weiteren Literaturangaben). — Einen Band des von Friedrich von der Leyen herausgegebenen Deutschen Sagenbuches bilden „Die deutschen Sagen des Mittelalters“. Eine kurze, alles wichtige hervorhebende Einleitung kennzeichnet ihr Wesen und ihre Eigenart. An der Spitze der Sammlung steht Karl der Grosse, mit dem nicht nur in der Geschichte, sondern auch in der Sage ein neuer Abschnitt beginnt. Nach den regierenden Kaiserhäusern sind die Erzählungen zusammengefasst. Unter Ludwig dem Kind fehlt natürlich nicht der Bericht über den Mäuseturm zu Bingen. Reich bedacht sind fernerhin die Abschnitte, die Otto I., Heinrich IV., Friedrich Barbarossa, Rudolf von Habsburg sowie Ludwig den Bayer und Friedrich den Schoenen von Oesterreich behandeln. Bis zu Maximilian I. führt uns Wehrhan. Ein besonderes Kapitel gilt der deutschen Kaisersage. Im grauen Altertum, in heidnischer Vorzeit wurzelt sie; schon die Völker des Morgenlandes, die Römer u. a. m. erzählten von Herrschern, die einst wiederkehren und eine neue Zeit voll Glück und Glanz heraufführen würden. Reiche wissenschaftliche Anmerkungen beschliessen den Band. Zur Belebung des Geschichtsunterrichtes an unseren höheren Schulen könnte das Werk mit Nutzen herangezogen werden.

Liegnitz.

Helmut Wocke.

Albert Keiser, The Influence of Christianity on the Vocabulary of Old English Poetry. 1919. 144 S. (University of Illinois Studies in Language and Literature Vol. V.)

Diese Abhandlung greift die von Mac Gillivray fürs Altenglische begonnene Untersuchung (Morsbachs